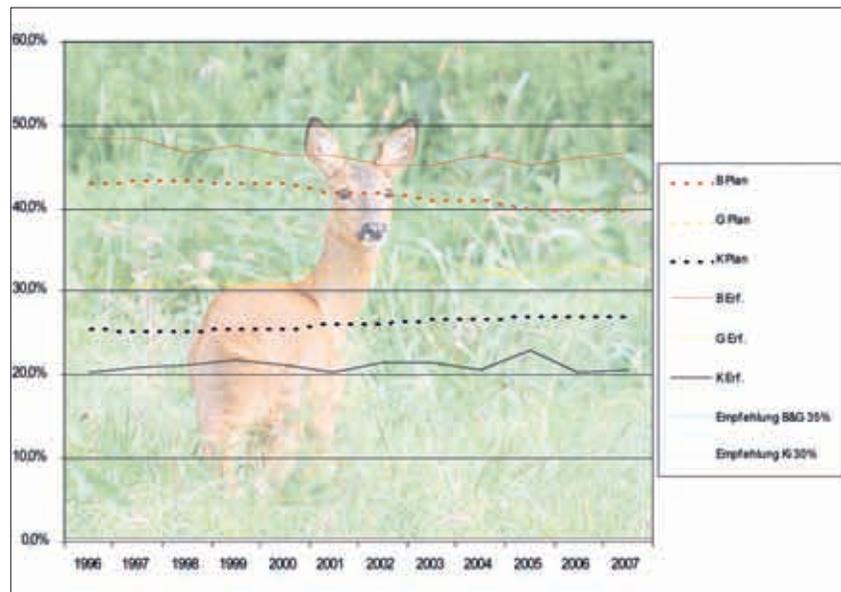


Wo sind die Rehe?

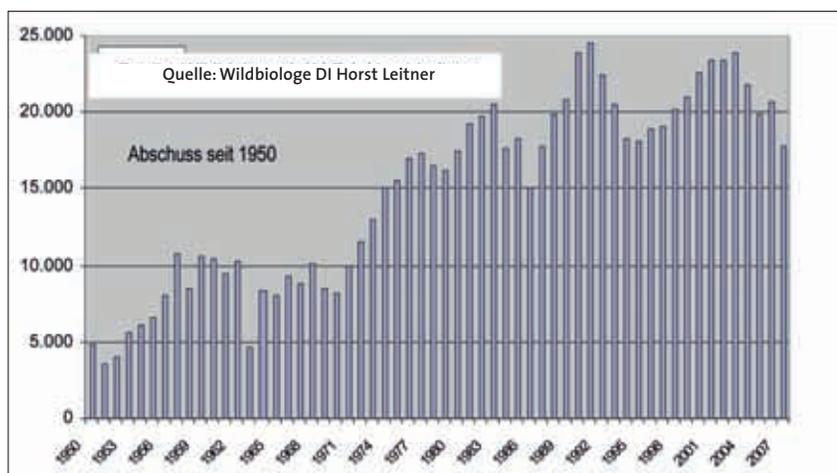
Eine immer öfter gehörte Frage im Land Kärnten. Während einige Reviere keine Probleme bei der Abschusserfüllung haben, klagen einige, dass keine Rehe mehr „da“ sind. Eigentlich kann es dazu nur zwei Antworten geben. Entweder sind sie wirklich nicht da, oder ist die Beobachtung nur schwieriger geworden. Damit in diese Frage mehr Licht gebracht wird, gab es unter anderem auch eine Fachveranstaltung am 7. Juni in Mageregg. Dabei wurde das Thema unter mehreren Blickwinkeln betrachtet und speziell im zweiten (praktischen) Teil der fast ganztägigen Veranstaltung eine Möglichkeit aufgezeigt, die Sichtbarkeit wieder etwas zu verbessern. Damit ist aber auch schon vorweggenommen, dass die Rehe weder verschwinden, noch akut vom Aussterben bedroht sind. Vielmehr ist das Zusammenwirken einiger Faktoren verantwortlich, dass sich Sichtbarkeit und damit auch Entnahme in einem Rückgang befinden. Betrachten wir uns nur einmal die Abschussstatistik seit 1950, so sehen wir einen Zyklus in den Abschusszahlen, der momentan ein Tal bildet, dem aber erfahrungsgemäß aus den vorangegangenen Perioden die nächste Steigerung wieder folgen wird.

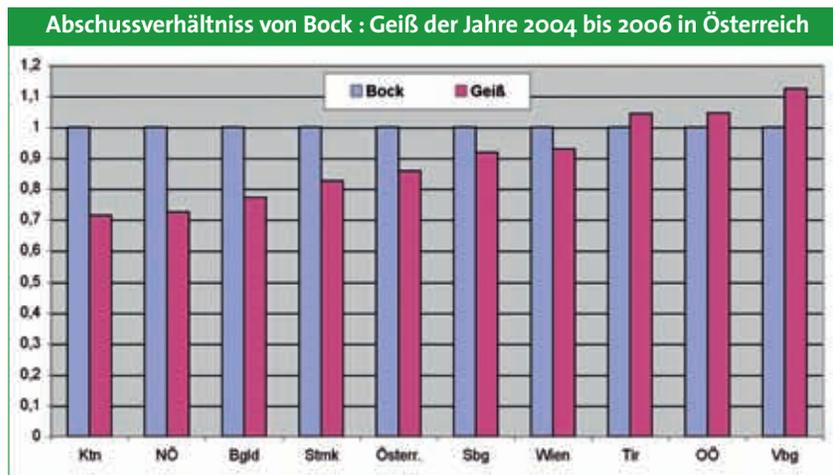
Starten wir einmal den Versuch, uns in die Rolle des Rehs zu versetzen, um besser verstehen zu können, was eigentlich der Bedarf eines Rehes ist. Wenn wir also ein Reh wären, hätten wir einen kleinen Magen, der die Nahrung zügig durch



die Magenabschnitte befördert. Wir hätten also einerseits öfters Appetit auf kleine Mengen und andererseits würden wir nach hochwertiger Äsung Ausschau halten, damit eben in der kurzen Zeit des Durchganges durch den Magen genügend Energie und Nährstoffe für uns herausgefiltert werden können. Wir wären also ein „Nascher“ mit ständigem Appetit nach Qualität, anstatt Bedarf nach seltener Äsungsaufnahme mit hoher Quantität zu haben. Nun sind wir aber auch noch egoistisch und keine Rudeltiere, wir möchten unseren Lebensraum für uns beanspruchen und sind nicht auf Versammlungen mit Artgenossen ausgerichtet. Wir sind halt territorial veranlagt und halten wenig von einer großen Wohngemeinschaft. Bildlich gesprochen halten

wir mehr davon, einzeln oder zu zweit in einem verträumten Gourmetpalast durch die Speiskarte zu schmökern, als mit hundert anderen in der Fastfood Schlange zu stehen – da hätten wir richtig Stress damit. Was würden wir aber tun, wenn wir nun überall die heißen Schlachten am Buffet mit unseren Artgenossen liefern würden, und wir uns dazwischen noch unter dem Tisch verstecken müssten, weil Frauchen und Herrchen mit Hund und Katz laut lärmend durch unsere Ess- und Schlafstube laufen würden? Ganz zu schweigen von Straße, Haus und Garten, die uns sowieso die Essstube und das Schlafzimmer ständig verkleinern. Wir sind ja zum Glück anpassungsfähige und flexible Rehe und können uns taktisch einigermaßen gut darauf einstellen. Wir praktizieren einfach das Tarnen und Täuschen und machen uns voreinander und vor den Störenfriedern, die da kommen mögen, so gut wie unsichtbar. Wir haben zwar Stress damit und viele von uns können sich nicht mehr so gut entwickeln, aber wir kommen durch und vermehren uns redlich. Wen stört es da schon großartig, dass wir halt etwas die Pflanzen verbeißen und weniger auf die Waage bringen. Der Freund des Menschen, das Auto, und das Wetter schaffen wieder etwas Platz in unseren Reihen und dann geht das schon.





Auch wenn ich nun ein Schmunzeln auf des Lesers Lippen zaubern konnte, so zeigt es doch die Zusammenhänge recht deutlich. Im Ernst: wie auch die Veranstaltung gezeigt hat, brauchen Rehe qualitativ hochwertige, abwechslungsreiche Äsung mit wenig Rohfasergehalt, dafür aber viel Kräuter, Knospen mit reichlich Energie und Eiweiß. Sie brauchen als Schlüpfertiere viel an Randzonen zwischen Einstand und Äsung, mit Busch und Krautschichten, die so zusätzlich auch als Sichtschutz vor den Artgenossen dienen. Und vor allem brauchen sie Ruhe. Dazu zählt aber auch die Ruhe innerhalb der Sozialstruktur. Mit anderen Worten: eine an die Kapazität des Lebensraumes angepasste Wilddichte und ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis spielen dabei auch eine entscheidende Rolle. Natürlich sind wir durch Fütterung und Äsungsverbesserungen in der Lage, die Biotopkapazität zu erhöhen, aber ob wir damit ganzjährig dem Reh-

wild etwas Gutes tun, sei dahingestellt.

Wie aber gehen wir nun mit dem Rehwild um? Wenn wir tief in unsere Jägerseele blicken, interessiert die meisten von uns Jägern doch nur der Bock. Das beginnt bei der Abschussplanung, wo meist entscheidend ist, wie viele der Böcke in der Jagdgesellschaft „benötigt“ werden, wo wir statt der empfohlenen 35 % – 35 % – 30 % (Bock – Geiß – Kitz)-Regel, über 40 % Böcke, ca. 25 % Kitze und etwas über 30 % Geißen planen. Der Bockabschuss wird bevorzugt und liegt so deutlich über dem Plananteil von mehr als 45 % – natürlich zu Ungunsten von Kitzen (knapp über 20 %) und Geißen (über 30 %). Damit bilden wir in Österreich einerseits eine Schlusslichtposition im Bock : Geiß : Kitz-Verhältnis und treiben andererseits den Rehwildbestand an die Umweltkapazitätsgrenze, was natürlich den Rehen selbst wieder schadet. Mit einer Gesamtabschussquote von derzeit 65,3

% – (aber immerhin 76,2 % bei den Böcken) können wir folglich von keiner Planung mehr sprechen. Die Erfahrung zeigt, dass das Reh sehr elastisch auf unsere Bewirtschaftungsvarianten reagiert. Aber gerade deswegen soll und muss es unser Ziel sein, die Qualität der Rehwildbestände zu heben, und da ist sicherlich oft weniger mehr. Wie schon Ing. Franz Gahr in seinem Vortrag am 7. Juni ausführte, wirken viele Einflüsse auf unsere Wildtiere und damit auch auf das Reh ein. Angefangen bei der Öffnung des Waldes, den steigenden Freizeitaktivitäten, Fremdenverkehr und natürlich auch mangelnder Zeit des Jägers mit Druck der Abschusserfüllung, damit steigender „Gummipirsch“, führen seitens des Menschen zu immer mehr Beunruhigung. Klimaveränderungen, intensivere landwirtschaftliche Nutzung (z. B. mehrmaliges Mähen pro Jahr) mit wachsenden Monokulturen und rascherer Ernte (maschineller Fortschritt) haben zusätzlich nicht zu vernachlässigende Einflüsse auf das Leben und Verhalten der Rehe, die ja weitgehend in solchen Kulturlandschaften leben. Ansonsten vertragen sie sich mit Rot- und Schwarzwild nicht so gut und treten deshalb mehr in den Hintergrund. Soweit etwas zum In-sich-Gehen, wenn man das nächste Mal darüber philosophiert, wie viele Rehe man dort und da einst gesehen hat. Ich denke, damals haben sich die Rehe einfach wohler gefühlt und wer es genauer wissen will, schaut sich die Wildbretgewichte und Fallwildzahlen von damals im Vergleich zu heute an.

Um aber der ganzen Sache wieder etwas Mut zu machen haben uns Ing. Gahr und Prof. DI Marjan David anhand eines Beispiels im Lehrrevier der HBLA Bruck/Mur gezeigt, dass es schon Möglichkeiten gibt, das Ganze wieder etwas zu verändern. Anhand der Anlage von Äsungsgrünland haben sie uns aufgezeigt, wie man mit etwas Planung und Vorbereitung Daueräsungsflächen schaffen kann, die gegenüber dem herkömmlichen Wildacker einige Vorteile bringen. Geringer Zeitaufwand und geringe Kosten (ca. 45 min bei € 35,- für ca. 100 m²) sind nur einige davon. Auch hier



zählt nicht die Quantität, sondern an mehreren kleinen Stellen die Qualität.

Wenn man in der Planung Faktoren wie die Nähe zu Straßen und Wegen, Witterungseinflüsse, gute Wasserversorgung, Sonneneinstrahlung ebenso beachtet wie die Bodenzusammensetzung (Bodenprobe), an das Ergebnis der Boden-

probe angepasste Düngung, das standortgerechte Saatgut und die Bearbeitungsmöglichkeit mit einfachem Gerät, kann man dauerhafte Inseln des Genusses für die Rehe schaffen und damit die Sichtbarkeit deutlich heben.

Wenn es uns dann auch noch gelingen sollte, den Abschuss entsprechend einer akzeptablen Wilddichte

(Verbiss, Fallwildanteil, Wildbretgewicht als Indikatoren) und ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis zu planen und zu erfüllen, werden wir kein gesundes und starkes Reh mehr vermissen, meint Euer Rehwildreferent.

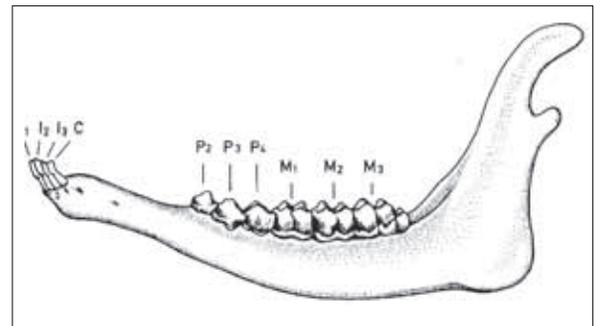
Ing. Wolfgang Oswald,
Heimatweg 7, 9241 Wernberg,
Tel.: 0664 / 51 12 807

Altersbestimmung beim Rehbock

Dem Hinweis eines aufmerksamen Kärntner Jägers folgend, habe ich mich mit der Altersbestimmung nach Stubbe und Lockow beschäftigt. Die Tatsache, dass mehrere Merkmale des Rehschädels durch das Alter geprägt werden (Augenlinsenmasse, Rosenstockdurchmesser, Windungszahl der Stirnnaht, Höhe der Zähne, sowie Nasenscheidewandlänge) hat Christoph Stubbe in seiner Neuauflage „Biologie, Ökologie und Bewirtschaftung des Rehwildes“ (siehe Buchbesprechung auf Seite 35) eingehend behandelt, in weiterer Folge jedoch die Konzentration auf zwei dieser Merkmale gelenkt und dabei auf die mit Lockow erarbeitete Methode hingewiesen.

Dabei konzentrieren sie sich auf den Durchmesser der Rosenstöcke (in der Mitte von vorne gemessen und von beiden Rosenstöcken ermittelter Mittelwert in mm) und auf

die Höhe des 2. Molaren im Unterkiefer (dunkel gefärbter, aus dem Zahnfleisch herausragender Teil) gemessen an der Außenseite des Zahnes (Mittel des vorderen und des hinteren Teils des Zahnes in mm). – Bei extremer Abnutzung des 2. Molaren wird die Höhe aller Molaren und Prämolaren im Unterkiefer genommen und gemittelt. – Dazu nimmt man dann das von ihnen entwickelte Nomogramm und bildet auf der x-Achse den Rosenstockdurchmesser ab, geht senkrecht nach oben bis die Linie der entsprechenden Zahnhöhe gekreuzt wird, von diesem Punkt liest man dann an der y-Achse das Alter ab. Laut Stubbe ist diese Methode weit genauer als unsere konventionelle Methode und von jedem Jäger, der den Umgang mit Messschieber beherrscht, nachvollziehbar. Angaben, wie genau die Methode nun ist, konnte ich aber nicht finden. Unse-



rer herrkömmlichen Methode wird nachgesagt, dass 63 % der Jäger in der Lage sind, Einjährige richtig zu erkennen, aber nur mehr 13 % der Rehspezialisten die Fünfjährigen erkennen sollen. Ob diese Methode nun die Rate auf 14 % oder auf 100% hebt, kann ich nicht behaupten. Ich persönlich kann nur sagen, dass meine Rehtrophäen von den Bewertung entweder schon nach dieser Methode bewertet wurden oder sich eben sonst eine gleichlautende Bewertung ergab, wobei in den meisten Fällen mit 5+ auf eine genauere Festlegung des „Greises“ verzichtet wurde. Damit kann ich weder das Ergebnis der Kommission bestätigen noch beide Methoden als fehlerhaft darstellen. Da ich es aber auch nicht experimentell oder wissenschaftlich (keine definitiv altersbekannte Trophäen mit entsprechendem Unterkiefer in ausreichender Menge verfügbar) nachprüfen kann, möchte ich alle interessierten Kärntner Jäger einladen, sich selbst über diese Methode ein Bild zu machen. Ich bin gespannt, ob und welche Reaktionen kommen. Generell wäre mir aber eine eindeutige Methode am noch lebenden Stück bedeutend lieber. Dennoch viel Spaß beim Probieren wünscht Euch Euer Rehwildreferent

Ing. Wolfgang Oswald

